Das Rosenhaus.

Roman von Felix Nabor.

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel.

Doktor Thyssen nahm den Zylinder ab und wischte sich den Schweiß von der Stirne; in dem Bemühen, diese Eigenschaden zur Vernunft zu bringen, war ihr heiß geworden. „Das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, gnädiges Fräulein," sagte er. „Ein Glück, daß Sie so tapfer für Fräulein Thiebolt eingetreten sind, sonst hätte die Sache einen schlimmen Ausgang nehmen können."

„Es scheinen hier ungute Verhältnisse herrschen", sagte die Fremde, deren Stimme von seltenem Wohllaut war und auf den jungen Arzt einen ungewohnten Zauber ausübte. „Das war also Fräulein Thiebolt?" sagte sie.

„Ja. Kennen Sie dieselbe nicht?"

„Ich bin hier fremd —"

„Ach so", sagte der Doktor und betrachtete sie mit erneutem Interesse. „So sind Sie wohl eine Verwandte der Verstorbenen und haben an der Beerdigung teilgenommen?"

„Auch das nicht. Ein Zufall — oder vielmehr ein Zug des Herzens führte mich auf den Friedhof. Wer selber in Trauer lebt, hat auch für den Schmerz anderer Verständnis und Teilnahme . . ."

„Verzeihung, daß ich eine schmerzliche Erinnerung in Ihnen weckte", entschuldigte sich Dr. Thyssen, wobei er mit seiner Hühnengestalt eine tiefe Verbeugung machte.

„Ich habe meinen lieben Vater verloren", sagte sie einfach, „darum trage ich Trauer . . . und darum zog es mich zu den Gräbern."

Seine hellen, klugen, gütigen Augen ruhten voll Teilnahme auf ihr.

„Das ist traurig", sagte er und sein Blick wurde noch wärmer. „Nun versuche ich Ihren Schmerz . . . Wenn ich Ihnen irgendwie dienlich sein kann, gnädiges Fräulein — Thyssen ist mein Name, Dr. Thyssen."

Sie neigte leicht das Haupt. „Ich will zu Herrn Thiebolt, der mein Onkel ist", sagte sie. „Wenn Sie die Güte haben und mir den Weg zeigen wollten . . ."

„Gerne, gerne . . ." rief er überrascht. „Also ins Rosenhaus wollen Sie? . . . Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie eine Strecke . . ."

„Sie sind sehr liebenswürdig."

Schweigend gingen sie nebeneinander her. Der Weg führte durch eine Kastanienallee, unter deren breiten Kronen violette Dämmerung lag; an ihrem Ende leuchtete der Sonnenschein so hell und schön, daß man eine strahlende Pforte zu sehen glaubte, die in ein goldenes Sonnenland hineinführte. In dem mystischen Dunkel der märchenhaften Halle, die sie durchschritten, erschien dem jungen Arzte seine Begleiterin so schön und erhaben, als wäre sie eine Königin. Auch ihr Schreiten war ruhevoll und wahrhaft königlich. „Wie schön sie ist in ihrer Trauer", dachte er. Eine stille Ehrfurcht vor dem schönen Mädchen, das durch Schmerz geadelt war, erfüllte ihn und machte ihn verstummen; er wollte ihr heimliches Sinnen nicht stören. Da brach sie selber das Schweigen. „Sie haben einen herrlichen Beruf", sagte sie. „Wie schön muß es sein, Leidenden Hilfe zu bringen, Kranke dem Tode zu entreißen . . . Und Krankheiten und Leiden gibt es ja so viel in der Welt . . . Freilich, es ist auch ein aufreibender Beruf."

„Ja", nickte er, „es gibt viel zu tun. Aber das sieht mich nicht an . . . Wenn ich nur allen helfen könnte! . . . Es wohnen hier viele Arbeiter — und neben gefährlichen Krankheiten ist es hauptsächlich die Not, die wir zu bekämpfen haben . . . Leider mit geringem Erfolg, denn der Fabrikherr . . . doch davon will ich nicht reden, da er Ihr Onkel ist . . . Sie werden ja selbst einen Einblick in die Verhältnisse bekommen, wenn Sie längere Zeit hier sind . . . Oder — kommen Sie nur zu kurzem Besuch?"

Ueber ihre Wangen flog ein heißes Rot. „Nein — ich gedenke länger hier zu bleiben", erwiderte sie zögernd, „vorausgesetzt, daß mein Onkel damit einverstanden ist."

Aus seinen Augen traf sie ein freudiger Blick. „Ach, das wäre herrlich!" rief er. „Das heißt —" verbesserte er sich, „ich meine, es müßte herrlich sein, wenn wir zusammenarbeiten und die Not des Volkes bekämpfen könnten. Nach dem, was ich Leuten gesehen und gehört habe, scheinen Sie anderer — besserer Art zu sein als Herr Thiebolt und seine Tochter. Sie haben ein Herz für die Not des Volkes und für die Leiden der Armen —"

„Gewiß", sagte sie, „weil ich selber arm bin. Ob ich Ihnen später behilflich sein kann, vermag ich vorderhand allerdings nicht zu sagen . . . Denn ich fürchte, ich werde keinen Einfluß auf meinen Onkel haben, ja, ich weiß noch nicht einmal, ob ich drüben im Rosenhaus — willkommen bin . . . Die Verhältnisse sind so eigenartig . . ."

„Das scheint mir allerdings der Fall zu sein", versetzte er. „Ihr Onkel ist schwer zugänglich . . . Ich will ihm gewiß nichts Schlechtes nachsagen, aber mir scheint es, als ob ein eiserner Panzer seine Brust umschließe . . . Eine Mauer trennt ihn von dem Volke und seinen Arbeitern . . . Im Rosenhaus ist es so kalt . . ."

„Im Rosenhaus?" rief sie mit aufleuchtendem Blick. „Das Wort hat einen so lieben, trauten Klang . . . Es klingt wie ein Heimatlied . . . . Es ist, als ob an dem Ort, wo die Rosen ranken, nur Freude, Liebe und das Glück wohnen könnten . . . . . Sollte es anders sein? . . ."

„Prüfen Sie selbst", sagte er zurückhaltend. „Ich wünsche von Herzen, daß sich Ihr Traum von Freude, Liebe und Glück erfülle, daß Sie im Rosenhaus — eine Heimat finden möchten . . ."

„Sie hatten das goldene Tor, das in die schöne Welt hinausführte, erreicht, blieben stehen und sahen sich in die Augen. War's die liebe Sonne, die sie mit ihrem hellen Strahl grüßte — oder war's die Sorge um die Not des Volkes, die in ihren Herzen brannte, was sie einander so rasch näher brachte, was sie so vertraut machte, als kannten sie sich schon seit Jahr und Tag? . . .

Die Fremde sah den Arzt aus ernsten Augen an. Auf den ersten Blick hatte sie den Edelgehalt seiner Natur erkannt. Er war ohne Zweifel eine vornehme, bedeutende Erscheinung und sein ganzes Auftreten flößte Achtung und Vertrauen ein. Auch seine Fragen waren taktvoll und zurückhaltend und die Herzlichkeit, mit der er ihr entgegenkam, berührte sie warm wie Sonnenschein.

Er wiederum konnte sich nicht sattsehen an ihrer schönen, vornehmen Erscheinung. Welche Anmut war über ihre hohe, schlanke Gestalt ausgegossen! Und wie stolz sie dabei das Haupt trug! Ein Duft von Reinheit lag über ihr ausgebreitet wie über einer frisch erblühten Rose, an die noch keine Hand gerührt hat. Einer schimmernden Krone gleich lag ihr das blonde Haar auf dem Haupte und erschien unter dem dunklen Trauerhut noch leuchtender und strahlender. Ganz begeistert war er von ihrer stolzen, sieghaften Schönheit. Ihre blauen Augen leuchteten wie zwei Sterne, die ihr stilles, heiliges Feuer aus der Sonne eines reinen, liebeglühenden Herzens empfingen . . Nie hatte er ein herrlicheres, reineres Menschenkind gesehen als diese köstliche Rose, die das Schicksal aus dem fernen Osten an den Rhein verschlagen hatte . . .

Ihre Augen ruhten ineinander, als konnten sie nicht voneinander lassen; ihre Herzen pochten, als hebe das Schicksal den Hammer . . .

„Dort . . . ist das Rosenhaus", sagte Dr. Thyssen mit bebender Stimme.

„Ich danke Ihnen", erwiderte die Fremde. „Sie kommen wohl öfters ins Rosenhaus? . . ."

„Nein, nur selten . . . Aber in nächster Zeit werde ich doch einmal vorsprechen . . . Es muß endlich etwas geschehen, um den unhaltbaren Zuständen im Arbeiterdorfe und der Seuche ein Ende zu machen . . . . Selbst auf die Gefahr hin, mir die Ungnade des gestrengen Burgherrn zuzuziehen, muß ich reden. Die Pflicht gebietet es mir . . ."

„Ich werde mich freuen, Sie wiederzusehen", sagte sie leise.

Er verneigte sich stumm. Da streckte sie ihm die Hand entgegen — eine schlanke, feine Hand — und er faßte sie mit warmem Druck. „Auf Wiedersehen!" sagte er, sah ihr noch einmal in die schönen, stolzen Augen, und ging mit stummem Gruße davon . . .

Hella Hellmers schritt langsam zum Rosenhaus hinauf. Ihr Herz klopfte in bangen Schlägen; hier lag ihre Zukunft, lag ihr Schicksal geborgen. Würde sie in diesem Hause eine Heimat und das finden, wonach sie sich sehnte — Ruhe, Frieden und ein bißchen Liebe? . . .

Sie zog zögernd die Glocke; ein tiefer, dumpfer Klang tönte durch das alte Burghaus, dann folgte tiefe Stille. Wie verzaubert lag der düstere Bau da. Kein Gruß und kein Willkomm ward ihr geboten, kein einzig Roslein blühte ihr . . .

Das Herz wurde ihr schwer. Wie eine Bettlerin stand sie vor der verschlossenen Pforte.

Das Herz wurde ihr schwer. Wie eine Bettlerin stand sie vor der verschlossenen Pforte.

Ihr Stolz flammte empor. Sollte sie sich das bieten lassen? Wäre es nicht besser, diesem ungastlichen Hause den Rücken zu kehren, ehe sie es noch betreten hatte? . . . Schon wandte sie sich zum Gehen. Da gedachte sie ihres Vaters — und blieb. Sie war es seinem Andenken schuldig, als Friedensengel in dieses Haus zu treten, den Haß auszulöschen, der den edlen Toten bis ins Grab verfolgt hatte, und sein Recht zu verteidigen. Nein, nicht als Bettlerin kam sie, sondern als Abgesandte ihres Vaters, die eine heilige Mission zu erfüllen hatte . . .

Mit fester Hand zog sie noch einmal die Glocke. Gleich darauf wurde die Türe geöffnet. Jusseph erschien, starrte den Gast an und machte dann eine tiefe Verbeugung. „Ach, Sie sind wohl das gnädige Fräulein", rief er.

„Ich bin Hella Hellmers . . . und will zu meinem Onkel . . ."

Jusseph erfaßte ihre Hand, küßte sie und rief unter Tränen: „Ach, der Herr Hellmers, der liebe Herr Hellmers . . .". Mehr brachte er nicht hervor; er schluchzte und die Tränen liefen ihm über die bärtigen Wangen.

Wie wohl ihr diese Worte taten! Hella war es, als fließe ihr aus der treuen Brust dieses ehrlichen Alten ein Strom von Liebe entgegen. Gerührt drückte sie dem treuen Diener die Hand und sagte: „Ich kenne Sie schon lange, Jusseph. Mein guter Vater hat mir oft von Ihnen erzählt . . ." Diese Worte eroberten ihr im Sturm das Herz des Alten; er drückte ihr immerfort die Hand, ohne ein Wort reden zu können.

„Wie ist es nun", sagte sie endlich, „kann ich meinen Onkel sprechen?"

Jusseph trocknete sich mit dem Handrücken die Augen und erwiderte: „Es geht leider nicht, Fräulein Hellmers. Herr Thiebolt ist schon seit Jahren krank — und Fräulein Imma ist, ich weiß nicht wo . . ."

Ein bitteres Gefühl schnürte Hella die Kehle zu, wie Eisenklammern, beengend und atemraubend, legte es sich ihr um die Brust. Das war also der Empfang durch ihre nächsten und einzigen Verwandten? Kein Gruß und kein Wort der Liebe! Stumme Lippen, kalte Herzen!

Sie stand einige Augenblicke wie zu Stein erstarrt und blickte hilflos ins Leere. Da berührte Jusseph leise ihren Arm. „Fräulein Hellmers . . ."

„Sagen Sie ruhig Hella", erwiderte sie und versuchte zu lächeln.

Der Alte nickte erfreut. „Fräulein Hella", sagte er, „wollen Sie nicht einstweilen Ihre Zimmer ansehen? Ich und Ursel haben sie in Ordnung gebracht . . und auf den Abend will ich Sie dann zu Herrn Thiebolt führen."

Hella nickte zustimmend und folgte ihm zum Turm. Als sie die freundlichen Zimmer betrat, entfuhr ihr ein Freudenschrei. „Ach, wie hübsch!" sagte sie. „Wirklich reizend! Und da soll ich wohnen?"

„Da sollen Sie wohnen," bestätigte Jusseph, der ihr nicht zu verraten wagte, daß die Wohnung, die durch mächtige Mauern von den Zimmern ihres Onkels getrennt war, eine Art Exil bedeutete, einen Ort der Verbannung für den ungebetenen Gast.

Hella ahnte das nicht und zeigte eine kindliche Freude. Sie betrachtete eingehend die Möbel und die ganze Einrichtung und fand alles bewundernswert. Endlich trat sie ans Fenster und schaute hinaus. Wie gebannt blieb sie stehen. „Wie schön, wie wunderschön!" sagte sie leise und andächtig und betrachtete mit trunkenen Augen das schöne rheinische Land, das im Sonnenglanze vor ihr ausgebreitet lag.

„Ach, wie lieblich ist dieses Land, das meiner teuren Eltern Heimat war!" sagte sie voll tiefer Ergriffenheit und setzte sich ans Fenster, um Erinnerungen nachzuhängen und ihre Jugendzeit, ihr Kindheitsparadies zu durchwandern und dabei ihrer lieben Eltern, die sie an gütiger Hand durch dieses Zauberreich geleitet hatten, zu gedenken. . . .

Hoffe noch,
selbst wenn andere Medizinen Dir nicht geholfen haben. Ein einfaches, erprobtes Kräuterpräparat wie
Forni's
Alpenkräuter
kann Dich auf den Weg der Genesung bringen. Es hat dies für tausend Andere getan. Warum nicht auch für Dich.
Es ist durchaus zuverlässig. Es enthält keine schädlichen Drogen. Es ist gut für jeden in der Familie.
Die interessante Geschichte seiner Entdeckung, sowie wertvolle Auskunft und wahrhafte Zeugnisse, werden auf Wunsch frei geschickt.
Dieses berühmte Kräuterheilmittel ist nicht in Apotheken zu haben. Besondere Agenten liefern es. Man schreibe an
Dr. Peter Fahrney & Sons Co.
2501 Washington Blvd. Zollfrei in Kanada geliefert. Chicago, Ill.

Jusseph ging leise hinaus und sie war allein mit der Erinnerung, mit ihren Sorgen und ihrem Leid. Es war unsäglich bitter, allein in der Welt zu stehen, ohne einen Menschen zu haben, der ihr Liebe entgegenbrachte. Sie weinte leise, aber beim Anblick des schönen Landes hob sich ihr Mut und sie dachte: „Die Welt ist so schön und reich an Freuden, vielleicht blüht auch mir das Glück. Ich will ein tapferes deutsches Mädchen sein und mir eine Stellung in der Welt erkämpfen. Denn leben — heißt kämpfen."

Sie trocknete ihre Tränen, warf noch einen Blick hinaus auf den Rhein, der sie mit den golden funkelnden Wellen zu grüßen schien, und machte sich daran, die Möbel und die verschiedenen Gebrauchsgegenstände so aufzustellen und zu ordnen, wie es ihrem Geschmacke entsprach. Dadurch kam etwas Trautes und Heimliches in die beiden Räume, etwas Süßes und Tröstliches, und ein köstliches Heimatgefühl zog in ihr Herz ein, das beruhigend, ermunternd und erfrischend auf sie wirkte. Sie fühlte sich schon halb geborgen in ihrem kleinen, stillen Reiche.

Als Jusseph gegen Abend Hella holte und zu ihrem Onkel führte, setzte mächtiges Herzklopfen bei ihr ein. Die Kerzen brannten auf den Zacken des Hirschgeweihs, die Tafel war weiß gedeckt und Thiebolt saß mißmutig und mit finsterem Gesicht im Lehnstuhl. Er war zornig auf die frechen Arbeiter, die seine Tochter beleidigt hatten. Bei Hellas Eintritt ging ein Ruck durch seinen Körper. So schön, so vornehm hatte er sich seine Nichte nicht gedacht. Unwillkürlich zwang er sich zur Höflichkeit, zu einer etwas altväterischen Ritterlichkeit. Er erhob sich ein wenig und streckte ihr die Hand entgegen. „Verzeih', daß ich dir nicht entgegengehen kann," sagte er. „Ich bin krank . . . Aber setz' dich . . ."

Ihre Hände lagen einen Herzschlag lang mit flüchtigem Druck ineinander, ihre Augen suchten sich, als wollte jedes dem andern auf den Grund der Seele schauen. Vor dem reinen und stolzen Blick Hellas senkte Thiebolt die Augen, wurde verlegen und wußte nicht, was er sagen sollte. Von seinem Haß auf Hellas Vater und von der Vergangenheit mochte er nicht reden; das schien ihm doch zu brutal in dieser ersten Stunde des Zusammentreffens. So fragte er sie denn über ihre Reise und über ihr Befinden, ohne den Namen ihres Vaters auch nur zu nennen. Wie ein eiskalter Hauch legte es sich auf Hellas Seele; allzudeutlich fühlte sie das Feindliche, das unter der kühlen, höflichen Hülle verborgen war, und kam sich als Eindringling vor. Ihr Stolz bäumte sich gegen dieses kalte, hochmütige Benehmen auf. Ihre Gestalt straffte sich, sie blickte dem kranken, verbitterten Manne furchtlos in die Augen und sagte „Lieber Onkel, ich möchte, ehe ich an deinem Tische Platz nehme, klar sehen, wie wir zu einander stehen. Wenn ich auch arm bin, so komme ich doch nicht als Bettlerin, denn von meinem teuren Vater weiß ich, daß ich ein gewisses Recht habe, hier zu wohnen. — Kein verbriefstes Recht, sondern ein moralisches, ein sittliches Recht . . . Das wirst du ja besser wissen als ich . . . und am besten weiß es Gott, der in die Herzen schaut . . . Darum darfst du es mir nicht verargen, wenn ich auf dieses Recht poche . . . Ich suche eine Heimat und hoffe sie hier zu finden. Ich will dir nicht zur Last fallen, sondern ehrliche Arbeit tun und mithelfen, wo es nur geht."

Befremdet schaute Thiebolt sie an. „Arbeit?" sagte er abweisend. „Dafür ist die Dienerschaft da . . ."

„O," rief sie, „es gibt auch eine Arbeit, die man nicht mit den Händen, sondern mit dem Geiste — oder mit dem Herzen verrichtet. Aber das alles wird sich mit der Zeit finden. Die Hauptsache ist mir, daß ihr gut zu mir seid, daß wir uns die Freundeshand reichen — und daß ich einen Wirkungskreis finde, der meinem Können und meinen Neigungen entspricht."

„Laß dir dazu Zeit," sagte Thiebolt ausweichend, „und suche dich zunächst hier einzuleben. Du scheinst mir ein ziemlich selbständiger Charakter zu sein —"

„Allerdings, lieber Onkel, ich habe früh gelernt, mich auf die eigenen Füße zu stellen, und das kommt mir nun in dem Unglück, das über mich hereingebrochen ist, zugute."

„Schön. Ich lege dir nichts in den Weg. Du bist vollständig frei und unabhängig und kannst dein Leben ganz nach deinem Gutdünken gestalten. Die Turmzimmer gewähren dir auch sonst volle Freiheit der Bewegung . . . Sie bilden ein Reich für sich, in dem du Alleinherrscherin bist . . ."

„Nein," sagte Hella mit einem flüchtigen Lächeln, „so meine ich es nicht. Ich habe durchaus keine Lust, als Einsiedlerin im Turm zu hausen, sondern denke vielmehr an ein freundschaftliches Zusammenleben, an einen trauten, stillen Kreis im Hause . . ."

„Meine Krankheit zwingt mich, zurückgezogen zu leben," sagte Thiebolt. „Geselligkeit und Gesellschaften gibt es hier nicht —"

NGL
NORTH GERMAN LLOYD
Schiffskarten
für neue direkte Verbindung: Bremen–Halifax.
Genau unter denselben Bedingungen wie auf irgendeiner andern Linie, bis an Ort und Stelle in Canada.
Deutsche, laßt eure Verwandten auf einem deutschen Schiff kommen
Geld-Ueberweisungen
nach allen Ländern Europas, durch den Norddeutschen Lloyd und die American Expreß Company, in amerikanischen Dollars ohne Abzug ausbezahlt. Zahlreiche Original-Quittungen schon vorhanden. Jede Auskunft erteilt bereitwilligst
G. L. MARON
General-Agent des Norddeutschen Lloyd für das westl. Canada, in Firma MARON & MESBUR,
Agenten der American Expreß Company,
794 Main Street Telephon J 6083 WINNIPEG, Man.
M. E. v. Amerongen, Vertreter für den Humboldt-Distrikt
Humboldt, Sask. — Telephon 74.

„Verlange ich denn das?"

„Ich sage dir das, damit du dir nicht etwa Illusionen machst. Untertags bin ich für niemand zu sprechen, nur Abends gibt es ein kurzes Zusammensein . . . und dazu bist du natürlich . . . auch — eingeladen . . ."

Die Worte kamen so langsam und schwer aus dem Munde des Sprechenden, als würde jedes mit einer Zange herausgeholt. Hella fühlte das wohl; aber sie fühlte trotzdem eine Erleichterung, weil sich ihr Onkel überhaupt zu einem Zugeständnis herbeiließ. Sie wußte jetzt, woran sie war, und daß sie sich jedes Stückchen dieses vom Hasse getränkten Bodens erobern mußte, ehe sie festen Fuß fassen konnte. Das war eine mühsame und schwere Aufgabe, aber doch nicht so ganz trostlos, wie sie sich gedacht hatte. Ein Fleckchen besaß dieser harte, finstere Mann gewiß in seiner Seele, wo man sie fassen und erobern konnte.

Sie streckte ihm die Hand hin. „Ich danke dir," sagte sie einfach und nahm ihm gegenüber am Tische Platz.

Das Mahl war einfach, der Wein aber köstlich. Während sie speisten, fragte Hella nach der Ursache seiner Krankheit, nicht etwa aus Neugier, sondern aus Teilnahme, die sie gegen jeden Leidenden hatte.

„Laß das," sagte er schroff. „Du wirst es noch bald genug erfahren — die bösen Zungen stechen ja auch am Rhein —"

„Was sagt denn der Arzt dazu?" fragte sie ablenkend.

„Ach, diese Pfuscher!" rief er zornig. „Sie machen große Worte, versprechen goldene Berge und schreiben Riesenrechnungen, aber helfen können sie nicht."

„Vielleicht bist du vor die unrechte Schmiede gegangen," sagte sie. „Ich glaube, es muß auch für deine Krankheit Heilung geben."

Er zuckte die Schultern, machte eine abwehrende Gebärde und sagte: „Lassen wir das!" Dabei empfand er aber doch eine leise Befriedigung, weil sie Interesse für seine Krankheit hatte. Das war er nicht gewohnt. Alle in seiner Umgebung nahmen seine Krankheit als etwas Selbstverständliches, Unabänderliches und Bleibendes hin und niemanden fiel es ein, sich darüber Gedanken zu machen. Man ertrug seine Launen und keiner wagte ihm zu widersprechen. Er selbst kümmerte sich ebensowenig um das Wohl und Wehe der andern, sondern lebte ganz seinem Ich. So war es immer gewesen, so sollte es auch bleiben.

Da aber kam dieses fremde, schöne Mädchen und pochte mit dem goldenen Hammer des Mitleids an seine steinerne Brust. Er war überrascht, horchte auf dieses unbekannte Klingen, das wie ein heller, süßer Ton in sein einsames Leben hineinklang. Eine verstummte Saite in seiner Brust fing leise an zu tönen . . . Zusehends wurde er aufgeräumter und freundlicher. Er füllte die Gläser und stieß mit ihr an. Sie wiederum bediente ihn beim Mahle, bot ihm die Speisen an, erwies ihm kleine Dienste, wie sie so zart und liebevoll nur weiche Frauenhände kennen. Er war erfreut und erschrak gleichzeitig. Wozu tat sie das? . . . Wollte sie seine Gunst erwerben, war sie eine Erbschleicherin, die es auf seinen Reichtum abgesehen hatte? . . . Plötzlich war er wie umgewandelt, wurde mürrisch und unfreundlich; doch sie ertrug geduldig seine Launen, weil sie dieselben auf Rechnung seiner Krankheit und seines reizbaren Zustandes schrieb. Nur stiller wurde sie; doch als er immer wieder sein Glas füllte und leerte, sagte sie: „Schadet Dir denn soviel Weingenuß nicht, lieber Onkel? Ich meine, er müßte das Blut erhitzen und dadurch Kopfschmerzen verursachen."

„Ach wo!" rief er unwirsch. „Beim Wein vergesse ich Sorgen und Schmerzen. Ich brauche ihn so nötig wie der normale Mensch das Brot, denn ohne Wein kann ich nachts nicht schlafen. Dann liege ich Nächte lang mit offenen Augen, dann kommen die Dämonen und die finsteren Gedanken. Das ist gräßlich — wie eine Hölle!"

„Wenn ich Dir vorlesen dürfte —"

„Nein, nein — ich habe bereits meine Medizin. Zum ersten den Wein — und dann das Gegenspiel des Dorflehrers. Das beruhigt meine Nerven und wiegt mich in Schlaf. Auch heute wird Olten, der Lehrer, wieder kommen. Imma kennt genau die Stunde, zu der ich's nötig hab'".

„Imma — ist das Deine Tochter?" . . . Wo ist sie denn? Kann ich sie nicht begrüßen?"

Fortsetzung Seite 3, Spalte 1.